

Aus dem Förderungsbereich  
„Grundlagen der geisteswissenschaftlichen Forschung“  
der Fritz Thyssen Stiftung

a 146292

Philologie und Hermeneutik  
im 19. Jahrhundert [ ]

Zur Geschichte und Methodologie  
der Geisteswissenschaften

Herausgegeben von  
Hellmut Flashar · Karlfried Gründer  
Axel Horstmann



Göttingen · Vandenhoeck & Ruprecht · 1979

## KARL STACKMANN

### Die Klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik

In der Beilage vom 22. Oktober 1846 fanden die Leser der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ einen ausführlichen „Bericht über die Zusammenkunft der Germanisten“, die wenige Wochen vorher, zwischen dem 24. und 26. September, in Frankfurt am Main stattgefunden hatte. Verfasser des ohne Autornamen veröffentlichten Artikels war Jacob Grimm. Über die Bezeichnung „Germanisten“ in der Überschrift sagte er, sie sei hier nicht nur, wie sonst üblich, auf Rechts-, sondern auch auf Sprach- und Geschichtsforscher angewandt<sup>1</sup>. In dieser weiteren Bedeutung breitete sich der Name „Germanisten“ rasch aus, mit ihm auch die Fachbezeichnung „Germanistik“. Der Inhalt des Wortes hat sich im Laufe der Zeit gewandelt, sehr genau ist er nie festgelegt gewesen. Heute wird „Germanistik“ wohl entweder als „Wissenschaft von den Sprachen und Literaturen der germanischen Völker“ oder auch, in deutlich eingeschränktem Sinne, als „Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur“ verstanden. Die Unschärfe des Begriffs wird dadurch vergrößert, daß er in einer nicht recht geklärten Konkurrenz zu „Germanische Philologie“ und „Deutsche Philologie“ steht<sup>2</sup>.

1 J. Grimm, *Kleinere Schriften*, Bd. 7, Berlin 1884, 573–581.

2 Während das Alter des Begriffs „Germanistik“ in Anwendung auf eine philologische Disziplin durch den Grimmschen Bericht sozusagen auf den Tag genau zu datieren ist, läßt sich nur schwer ermitteln, wann die Bezeichnung „Deutsche Philologie“ aufgekommen ist. Der früheste Beleg, den ich einstweilen anzubieten habe, ist der Titel einer Bücherkunde, die Heinrich Hoffmann (von Fallersleben) veröffentlichte: *Die Deutsche Philologie im Grundriß. Ein Leitfaden für Vorlesungen*, Breslau 1836. Danach ist der Artikel „Philologie“ in: H. Schulz – O. Basler, *Deutsches Fremdwörterbuch*, Bd. 2, Berlin 1942, 503 f., zu ergänzen. Im Vertrauen auf die dort gemachten Angaben habe ich früher den Begriff auf Jacob Grimms Einleitung zum ersten Band des *Deutschen Wörterbuchs* von 1854 zurückgeführt (vgl. vom Verf., *Philologie und Lehrerausbildung*, Göttingen 1974, 18; wiederholt in: *Euphorion* 69, 1975, 120). – Im übrigen ist auch eine Prägung, die den Begriff „Germanische Philologie“ vorwegnimmt, zweihundert Jahre vor der Frankfurter Versammlung von 1846 nachgewiesen. Hermann Paul macht im ersten Band des „Grundrisses“ auf Harsdörffers „*Specimen Philologiae Germanicae*“ aus dem Jahre 1646 aufmerksam, stellt dazu freilich auch gleich fest, „eingebürgert“ habe sich „die Bezeichnung erst in unserm“ – dem 19. – „Jahrhundert“ (H. Paul, *Grundriß der germanischen Philologie*, Bd. 1, 2. Aufl. Straßburg 1901, 3).

Mit der Frankfurter Versammlung endete die Periode, in welcher sich die Germanistik als wissenschaftliches Fach an den Universitäten durchsetzte. Die erste Professur – ein unbesoldetes Extraordinariat – war 1805 für den Göttinger Bibliothekar Georg Friedrich Benecke, einen Schüler Christian Gottlob Heynes, geschaffen worden, und im Laufe der Jahre hatten sich die meisten anderen deutschen Universitäten dem Göttinger Beispiel angeschlossen, zuerst die Universität Berlin, die noch in ihrem Gründungsjahre 1810, wenn auch nach einigem Hin und Her, für F. H. von der Hagen ein – ebenfalls unbesoldetes – Extraordinariat einrichtete. Seiner wissenschaftlichen Herkunft nach war von der Hagen Jurist. Das zu wissen, ist gerade in unserm Zusammenhang nicht unwichtig: Einige von denen, die man zu den Begründern des Universitätsfaches Germanistik rechnen muß, kamen nicht aus einer philologischen Ausbildung.

Von merkwürdiger Unklarheit sind die Angaben über den Lehrauftrag der ersten „Germanisten“. Wenn der *Catalogus Professorum Göttingensium* mit dem, was er zu dem Namen Benecke vermerkt, eine alte Bezeichnung wiedergäbe, wäre damit erwiesen, daß die Germanistik als eine Philologie begonnen hat. Dort steht nämlich: „Engl. u. altd. Philologie“. Einer freundlichen Auskunft Wilhelm Ebels, der den „*Catalogus*“ redigiert hat, entnehme ich aber, daß es sich dabei um eine Umschreibung in moderner Terminologie handelt. Die Personalakte Beneckes, die im Universitätsarchiv verwahrt wird, gibt über den Inhalt seiner Lehrverpflichtung keine Auskunft. Für von der Hagen war, so jedenfalls Max Lenz in der Berliner Universitätsgeschichte, „deutsche Sprache“ als Lehrgebiet vorgesehen<sup>3</sup>. Das gleiche möchte ich beim gegenwärtigen Stand meiner Kenntnisse auch für Benecke annehmen.

Uns soll die Frage nach dem Beitrag der Klassischen Philologie zur Grundlegung der Germanistik beschäftigen. Die Verbindung zwischen beiden Disziplinen war anfangs sehr eng. Männer wie Karl Lachmann oder Moriz Haupt haben gleichzeitig Klassische und Deutsche Philologie an der Universität vertreten. Auf Karl Lachmann, dessen akademische Wirksamkeit sich ziemlich genau mit der hier zu behandelnden Gründungsphase der Germanistik deckt (Promotion 1815, Tod 1851), und auf sein Werk werde ich mich vorzugsweise beziehen. Für die Behandlung meines Themas im Rahmen dieses Kolloquiums habe ich die folgenden Punkte ausgewählt: Zu Anfang will ich etwas von den Umständen schildern, unter denen es zur Mitwirkung der Klassischen Philologie bei der Begründung der Germanistik kam. Dann soll an zwei Beispielen – Epentheorie, Textkritik – etwas vom Ertrag der Zusammenarbeit in dieser Frühzeit dargestellt wer-

<sup>3</sup> *Catalogus Professorum Göttingensium 1734–1962*, hrsg. v. W. Ebel, Göttingen 1962, 106 (Nr. 62) u. 123 (Nr. 55); M. Lenz, *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, Bd. 1, Halle 1910, 271.

den, und schließlich möchte ich versuchen abzuschätzen, welche Bedeutung dem alphilologischen Einschlag in der weiteren Geschichte des Faches zukommt.

Ein Wort noch zur Materiallage und zur Forschungssituation. Die Begründer der Germanistik haben sich kaum mit Problemen der Methode beschäftigt. Die Sache war ihnen alles, die Erörterung von Prinzipienfragen überließen sie den älteren, etablierten Wissenschaften<sup>4</sup>. Das heißt aber, wer Auskunft über die wissenschaftstheoretische Position der Gründergeneration geben will, muß sich mit beiläufigen Bemerkungen zufrieden geben, und er darf auch den Umweg über biographische, ja anekdotische Details nicht scheuen. Noch etwas anderes erschwert seine Arbeit. Zwar hat das Interesse an wissenschaftstheoretischen Fragen in den letzten Jahren zugenommen, zwar ist dadurch eine Menge neuer Tatsachen zutage gefördert worden, dennoch steckt die Forschung in dem für mich überschaubaren Ausschnitt erst in den Anfängen. Das reiche Material in unseren Bibliotheken und Archiven ist noch kaum erschlossen. Der Einzelne kann gegenwärtig immer nur einen mehr oder weniger zufälligen Teil des Ganzen in den Blick bekommen. Das bitte ich mir zugute zu halten.

## I.

Aus Gründen, die als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, richtete sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts erhebliche Aufmerksamkeit auf alles, was zum heimischen Altertum gehörte, insbesondere auf seine Sprache und Literatur. Da mußte es sich bald als störend erweisen, daß man die Quellen nur in ganz unzulänglichen Ausgaben besaß. Zur gleichen Zeit stand die Klassische Philologie in hoher Blüte, sie war, mit Rothacker zu sprechen, eine „Großmacht ersten Ranges“, nicht weniger bedeutend als Hegel und seine Schule<sup>5</sup>. Was lag unter diesen Umständen näher, als daß die Meinung aufkam, man sollte die Hilfe der Klassischen Philologie gegen den Dilettantismus in Anspruch nehmen, der auf dem Gebiet der altdeutschen Sprache und Literatur allenthalben anzutreffen war. So stellte beispielsweise Bern-

4 Eine eigene Enzyklopädie mit einer Bestimmung des Begriffs „Germanische Philologie“ und einer Methodenlehre erhielt das Fach erst in dem „Grundriss der germanischen Philologie“, der – von Hermann Paul herausgegeben – 1889 in erster Auflage zu erscheinen begann. Er ist durch Gustav Gröbers „Grundriß der romanischen Philologie“ hervorgerufen, wie Paul selbst im Vorwort zur ersten Auflage sagt. Was den Begriff der Philologie angeht, so knüpft Paul ausdrücklich an August Boeckh an. – Der „Grundriß“ Heinrich Hoffmanns (vgl. Anm. 2) ist keine Methodenlehre, sondern nur eine Bücherkunde.

5 E. Rothacker, *Einleitung in die Geisteswissenschaften*, 2. Aufl. Tübingen 1930, 38.

hard Docen 1813 den Grundsatz auf, ein „altdeutsches Gedicht“ müsse nach den gleichen kritischen Regeln ediert werden wie ein Text aus der klassischen Antike<sup>6</sup>. Zwei Jahre später sagte August Wilhelm Schlegel, nachdem er einen Fehler in Jacob Grimms Parzival-Aufsatz aus dem ersten Band der „Altdeutschen Wälder“ richtiggestellt hatte: „Die Entzifferung eines einzigen Verses könnte unsern Lesern so vieler Umständlichkeit nicht werth zu sein scheinen. Allein die Philologie hat immerfort mit solchen Kleinigkeiten zu thun; sie schämt sich dessen nicht bei den geringsten Ueberresten des klassischen Alterthums: warum sollte sie es bei den altdeutschen Denkmalen?“ Die Rezension Schlegels, aus der dies Zitat genommen ist<sup>7</sup>, war der Anlaß dazu, daß die Brüder Grimm für ihre germanistischen Arbeiten eine strenge Methode ausbildeten.

Wichtiger als Docen oder August Wilhelm Schlegel ist in unserem Zusammenhang Benecke, zu dessen älteren Schülern Docen gehört. Benecke war es, der als erster der Forderung, man solle auf die Edition von Werken der „vaterländischen Literatur“ die gleiche Sorgfalt verwenden wie auf die Edition von Klassikern der Antike, in der Praxis nachkam. Seine „Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Litteratur“ von 1810 enthielten eine Fülle von Nachträgen und Verbesserungen zu den Bodmerschen „Minnesingern“; erst durch ihn wurde diese Sammlung zu einem für die Forschung benutzbaren Quellenwerk<sup>8</sup>.

- 6 B. J. Docen, Ausführliche Beurtheilung der Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters herausgegeben durch von der Hagen und Büsching, in: Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche (hrsg. v. Schelling) 1, 1813, 196–264, 334–422, hier: 201: „Die Herausgabe eines altdeutschen Gedichts wird durch fast alle jene Erfordernisse bedingt, welche bei der Darstellung des Textes eines griechischen oder römischen Auctors von Seiten der exegetischen und kritischen Einsicht nun unter uns, seitdem man in Italien die Werke der Alten durch den Druck bekannt machte, anerkannt und befolgt werden.“
- 7 A. W. Schlegel, Sämmtliche Werke, hrsg. v. E. Böcking, Bd. 12, Leipzig 1847, 383–426, hier: 396. – Über die Wirkung der Schlegelschen Rezension auf die Ausbildung einer strengen Methode in der Germanistik vgl. Paul, Grundriß der germanischen Philologie, Bd. 1, 75 f.
- 8 G. F. Benecke, Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Litteratur. Bd. 1, I. 11., Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minnesingern, Göttingen 1810. Der entscheidende Programmsatz lautet: „So ausgemacht es auch ist, daß die allgemeinen Grundsätze der Critik, wie sie bey den classischen Sprachen in der höchsten Periode ihrer Bildung angewandt werden, bey ihrer Anwendung auf die alte Deutsche Sprache, und die darin geschriebenen und von Abschreibern und Umarbeitern oft so willkürlich behandelten Werke, gar manche besondere und eigenthümliche Bestimmung erfordern: so wahr bleibt es doch auf der andern Seite, daß für das gründliche Studium unserer alten vaterländischen Litteratur nichts ersprißlicher seyn kann, als wenn wir uns die genaue critische Sorgfalt zum Muster nehmen, die man mit so vielem Scharfsinn und unermüdet fortgesetztem Fleiße auf die Schriften der Gricchen und Römer verwandt hat“ (S. X). – Der zweite

Beneckes Meisterschüler Lachmann hat dann der klassisch-philologischen Methode im Bereich der Germanistik höchstes Ansehen verschafft. Seine erste Publikation auf diesem Gebiet ist eine literarhistorische Monographie, die berühmte Untersuchung „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Noth“ (1816)<sup>9</sup>. Später wandte er sich vorzugsweise editorischen Aufgaben zu. Erste und wichtigste Voraussetzung für die Herstellung kritischer Texte war es, Klarheit über den Sprachgebrauch der Autoren zu schaffen. Die Abschriften, mit deren Hilfe die Originale rekonstruiert werden mußten, gingen in der Bezeichnung der Laute und Formen, auch im Syntaktischen, weit auseinander, ein Urteil über „richtig“ und „falsch“ war nicht möglich. Lachmann hat, zum Teil in brieflichem Austausch mit Benecke und den Brüdern Grimm, die Grundzüge einer mittelhochdeutschen Grammatik festgestellt. Frucht seiner Bemühungen ist das „normalisierte“ Mittelhochdeutsch, das in den kritischen Ausgaben der mittelhochdeutschen Klassiker Verwendung findet. Dem Germanisten ist es heute gewöhnlich nur in seiner Fragwürdigkeit bekannt. Man hat viel Fleiß darauf verwandt, Lachmanns Behauptung zu widerlegen, „die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts“ hätten „bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes, unwandelbares Hochdeutsch“ gesprochen<sup>10</sup>. Darüber ist der große Fortschritt fast vergessen worden, der fraglos in der mit Gründen gesicherten Scheidung von Sprache des Originals und Sprache der Abschrift lag.

Lachmann hat später bekannt, er habe viel von Lionarda Salviani, dem Dante-Philologen des 16. Jahrhunderts (1539–89), gelernt<sup>11</sup>. Aus dem Briefwechsel mit Jacob Grimm ist zu sehen, daß sich die Gründer des Faches noch einer anderen Parallele bewußt waren. Sie befanden sich bei der Ordnung der heimischen Überlieferung aus dem Mittelalter in einer

Teil der Schrift erschien erst mehr als zwanzig Jahre nach dem ersten: Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Litteratur. Zweyte Hälfte, Göttingen 1832. – A. W. Schlegel, Sämmtl. Werke, Bd. 12, 405, hat öffentlich die Hoffnung ausgesprochen, Benecke werde eine Grammatik des Mittelhochdeutschen schreiben: „Es wäre ein sehr erwünschtes Geschenk für alle Freunde unserer alten Dichter, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Benecke, eine deutsche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beschäftigung mit den alten einheimischen Schriften kann nur durch Auslegungskunst und Kritik gedeihen; und wie sind diese möglich ohne genaue grammatische Kenntniß?“

- 9 Wieder abgedruckt in: K. Lachmann, Kleinere Schriften, Bd. 1, Berlin 1876, 1–80. —
- 10 Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts, hrsg. v. K. Lachmann, Berlin 1820, S. VIII. — Eine sehr instruktive Darstellung der mit der Normalisierung zusammenhängenden Probleme bei M. Lutz-Hensel, Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung, Berlin 1975.
- 11 Wolfram von Eschenbach, hrsg. v. K. Lachmann, 6. Aufl. Berlin 1926, S. VIII.

ähnlichen Rolle wie die alexandrinischen Philologen gegenüber den altgriechischen Texten. Der große Meister unter den griechischen Philologen des Altertums war Aristarch. Seine Homerkritik zeichnete sich durch gewissenhafte Berücksichtigung dessen aus, was über die alte Sprache festzustellen war. Mit ihm und seinen Intentionen wußte man sich einig<sup>12</sup>. Auf von der Hagen dagegen, der in seinen Editionen wenig Verständnis für grammatische Probleme zeigte, wandte man den Namen Zenodot an. An diesem Vorläufer Aristarchs tadelte die Nachwelt, wie es in der ersten Auflage von Pauly's „Realencyclopädie“ heißt, – vielleicht nicht ganz gerecht – die „Leichtfertigkeit“ seiner Behandlung des Homertextes<sup>13</sup>.

Mit dem Fehlen einer der alexandrinischen Philologenschule vergleichbaren Einrichtung hatte Friedrich Schlegel in seinem Lessing-Essay von 1804 das Ende der mittelalterlichen Dichtung in Europa erklärt: „Da der Geist und das Leben, aus welchem die romantische Poesie hervorging, verschwunden und zerstört war, ging auch diese Poesie selbst unter, und mit ihr zugleich auch aller Sinn dafür, weil hier nicht wie in Griechenland auf das Zeitalter der Dichtung, ein Zeitalter der Kritik folgte; . . . Der frühe . . . Untergang der romantischen Poesie . . . aus Mangel an Kritik, und die Folge dieses Mangels, Vernachlässigung und Verwilderung der Mut-

12 Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann, hrsg. v. A. Leitzmann, 2 Bde, Jena 1927, hier: Bd. 1, 305 (Lachmann): „wir sind auf dem unvermeidlichen ehrenwerthen Abwege Aristarchs, zu viel anzufechten, . . .“. Weiteres im Personenregister (Bd. 2, 990) s. v. „Aristarchos“.

13 „Hagen = Zenodotus“; vgl. dazu: Briefwechsel Grimm – Lachmann, Bd. 1, 305. – „Wir sind mit der Nibelunge Noth in dem Falle wie Zenodot und Aristarch mit ihren Homerischen Manuscripten . . . Sie scheinens nicht allzu gut gemacht zu haben: aber es ist ein Grauen, daß Hagen sich nicht ordentlich darum bekümmert hat wie sie es trieben, und nun weit schlechtere Ausgaben liefert als der von Aristarch verhöhnte Zenodot . . .“ (Bd. 2, 815). – Ch. F. Bähr, Artikel „Homerus“, in: Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft in alphabetischer Ordnung . . ., hrsg. v. A. Pauly, Bd. 9, Stuttgart 1844, 1418–1448, hier: 1438: „doch unterlag des Zenodotus Verfahren später manchem, vielleicht allzu strengen und selbst ungerechten Tadel, insbesondere der Leichtfertigkeit . . .“ – F. H. von der Hagen hat sich für die Mißachtung, die ihm aus dem Kreis um Benecke und Lachmann entgegengebracht wurde, durch eine bissige Bemerkung im 4. Band der „Minnesinger“ (Leipzig 1838) gerächt. Einem Hinweis auf „die neueste Ausgabe“ des Hartmannschen „Iwein“ fügt er hinzu: „welche sich selbst für den ersten Versuch einer Kritischen Ausg. eines Altdeut. Gedichts ausgibt“, und er macht den Herausgebern den Vorwurf der Lesarten-Mischung (S. 261, Anm. 3). Lachmann replizierte in der Vorbemerkung zu den Lesarten des Iwein (6. Aufl. Berlin 1964, 359). Er wiederholt aus der ersten Auflage den Satz, in dem er gesagt hatte, dies sei der erste Versuch „ein altdeutsches gedicht kritisch zu behandeln“. Dann fährt er fort: „die bezeichnung war richtig, falls ich nur irgend verstehe was kritik heißt: und ich weiß nicht womit ich den herben wortspielenden vorwurf verdient habe, daß die *ausgabe* sich für einen solchen ersten versuch *ausgabe*.“

tersprache, macht die Wichtigkeit und den Wert dieser dem Anschein nach mit geringfügigen Untersuchungen mehr aus Liebhaberei spielenden als ernstlich beschäftigten Kunst nur allzu deutlich<sup>14</sup>. Ich lasse Schlegel hier zu Wort kommen, um den Zeithintergrund anzudeuten, vor dem die Überlegungen-Lachmanns und seines Kreises zu sehen sind.

„Kritik“ ist auch das Kernstück der Lachmannschen Philologie. In der Einleitung zur „Auswahl“ von 1820 steht der programmatische Satz: „Die wahre strengthistorische Kritik . . . meine ich“. Aus dem folgenden ergibt sich, wie das zu verstehen ist: Die kritische Musterung der Überlieferung soll zu einem Text führen, „der im Kleinen und Großen dem ursprünglichen des Dichters selbst oder seines Schreibers sehr nah kommen wird“<sup>15</sup>.

Das Schlüsselwort zum Verständnis der Lachmannschen Kritik scheint mir „Regel“ zu sein. Die Kritik dient ihm dazu, die Regeln wiederzufinden, denen die alten Dichter bewußt oder unbewußt folgten und die daher auch der Editor zu beachten hat. Diesem Grundsatz entsprechend übergeht er in der „Auswahl“ diejenigen Autoren, die „von den späteren die Oberdeutsche Sprache zu frei und regelwidrig behandeln“ (S. IV).

Schon die Zeitgenossen waren auf diese Eigentümlichkeit des Lachmannschen Denkens aufmerksam. Er habe sich der gotischen Sprache „minder zugewandt, weil in ihr keine verse vorhanden, also für sie nur prosodische, keine metrische regeln zu gewinnen sind“: So hat es Jacob Grimm in seiner Gedenkrede auf Lachmann dargestellt<sup>16</sup>, und man wird ihm folgen, wenn man beobachtet, mit welcher Intensität sich Lachmann um die metrischen und grammatischen Regeln für die deutsche Versdichtung des Mittelalters bemüht hat. Sie waren nicht durch Spekulation oder Deduktion zu gewinnen, sondern nur durch unermüdliches Sammeln und Vergleichen. Dem Vorwort zum „Walther“ ist zu entnehmen, daß Lachmann den Aufwand an Zeit und Scharfsinn, den solche Kritik forderte, für gerechtfertigt hielt, wenn er Dichtern galt, „welche der sorgfalt lohnen“<sup>17</sup>. Umgekehrt sagt er über den „Frauendienst“ Ulrichs von Lichtenstein – eine Ausgabe, die er aus Pflichtgefühl übernommen hatte, nachdem Docen über den Vorarbeiten gestorben war –, es könne sein, daß „hie und da ein

14 Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hrsg. v. E. Behler, Bd. 3, hrsg. v. H. Eichner, München-Paderborn-Wien 1975, 55.

15 Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern S. VIII u. X.

16 J. Grimm, Rede auf Lachmann, in: J. G., Kleinere Schriften, Bd. 1, 2. Aufl. Berlin 1879, 145–162, hier: 153. Ähnlich äußert sich auch K. Zacher, Artikel „Lachmann“, in: J. S. Ersch – J. G. Gruber, Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 2. Section, Bd. 41, Leipzig 1887, 118 a–126 a, hier: 124 a. Der erste Teil des Artikels (105 b–118 a) stammt von Julius Zacher, dem Vater Konrads.

17 Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, hrsg. v. K. Lachmann, 13. Aufl. Berlin 1965, S. XI.

fehler stehn geblieben“, auch nicht alles ganz gleichmäßig eingerichtet sei: „wie man denn bei einem werke des zweiten oder dritten ranges leicht versucht wird seine kräfte zu sparen“<sup>18</sup>. Nach Lachmann hat der Philologe also ein Anrecht darauf, durch die Qualität der Texte, die er in seine Obhut nimmt, für die Mühen der darauf verwandten „Mikrologie“<sup>19</sup> entschädigt zu werden.

Die vornehmsten Werke, denen sich ein Philologe zuwenden konnte, waren die Meisterwerke der Antike, die Klassische Philologie hatte daher den Vorrang vor der Germanistik. Das war, wie es scheint, eine recht allgemein verbreitete Auffassung, auch Jacob Grimm teilte sie. In der schon erwähnten Rede auf Lachmann vergleicht er die deutsche Literatur „einem kleinen ort, der nur zwei enge ausgänge hat“, die Literatur der klassischen Antike dagegen „einer groszen stadt, von der sich aus zehn prächtigen thoren nach allen seiten vordringen lässt“ (S. 149). Wohl am deutlichsten ausgeprägt finden wir die Überzeugung von der Überlegenheit der Klassischen Philologie bei Moriz Haupt. Er hat 1848 den größten Teil der Festrede zum Geburtstag des Königs auf die Begründung der These verwandt, die deutsche Philologie sei eine „Hilfswissenschaft der klassischen“, sie habe für das ältere Fach lediglich eine Reihe didaktisch nützlicher Analogien und Kontraste bereitzustellen<sup>20</sup>.

Hier ist Anlaß, noch einmal auf die Frankfurter Versammlung von 1846 zurückzukommen. Lachmann und Haupt hatten sich an der Vorbereitung beteiligt, waren aber beide nicht erschienen, jeder, wie sich hinterher erwies, aus einem verständlichen Grund. Zunächst aber gab es einen öffentlichen Eklat. In dem Bericht für die „Augsburger Allgemeine“ schrieb Jacob Grimm: „daz zwei angesehene männer, deren name die einladung zierte, Lachmann und Haupt, unentschuldigt ausblieben, befremdete schmerzlich“<sup>21</sup>. Mag nun Zufall hinter dem Fernbleiben der beiden Hauptvertreter des Doppelfaches „Deutsche und Klassische Philologie“ gesteckt haben oder mehr, eines ist deutlich: die Hilfe der Klassischen Philologie bei

18 Ulrich von Lichtenstein, hrsg. v. K. Lachmann, Berlin 1841, 681.

19 F. Schlegel, Philosophie der Philologie, hrsg. v. J. Körner, in: Logos 17, 1928, 1–72, hier: 31: „Nothwendige Mikrologie des φλ.“ Die Abhandlung ist in der kritischen Ausgabe Behlers (s. Anm. 14) noch nicht erschienen, soll dort aber im Bd. 15 gedruckt werden (vgl. Eichner, Bd. 2, 165).

20 M. Haupt, Opuscula, Bd. 1, Leipzig 1875, 236–252, hier: 251. – Von Lachmann berichtet Julius Zacher, Artikel „Lachmann“ (s. Anm. 16) 113, er habe es mißbilligt, wenn jemand nur Deutsch studierte, und solchen Studenten entgegengehalten: „Das Deutsche für sich allein hat zu wenig bildendes Element.“ Im gleichen Sinne hat er sich in einer Eingabe an den Minister Eichhorn vom Juli 1846 ausgesprochen, in der er wegen der Berufung Maßmanns um Entbindung von der Pflicht zur Abhaltung altdeutscher Vorlesungen bat; vgl. M. Hertz, Karl Lachmann. Eine Biographie, Berlin 1851, 93–95.

21 J. Grimm, Kl. Schr., Bd. 7, 574.

der Gründung der Germanistik, so wertvoll sie war, warf auch ihre Probleme auf. Ehe wir uns aber mit den Konsequenzen für die Entwicklung des Faches befassen, ist auf den Ertrag der Zusammenarbeit in der Frühzeit des Faches einzugehen.

## II.

Wir beginnen mit der Epentheorie. Lachmann übertrug gewisse Grundgedanken der Wolfschen „Prolegomena“ auf das Nibelungenlied. Er wurde damit aber nicht etwa zum bloßen Nachahmer Wolfs, vielmehr gab er der Beschäftigung mit dem Epos eine charakteristisch eigene Wendung. Wolf hatte die Einheit der homerischen Gedichte auf Grund von äußeren Kriterien in Frage gestellt: Fehlen der Schrift, Eigenart der Rhapsodenkunst, Nachrichten über die redaktionelle Tätigkeit des Peisistratos und der auf ihn folgenden Diaskeuasten. Eine ausführliche Behandlung der Argumente, die aus dem Text selbst zu entnehmen waren, hatte er auf später verschoben: „De his et aliis pluribus disputandum erit alias singulatim et intentissima cura, qua res tanta digna est“<sup>22</sup>. Eben eine Analyse auf Grund innerer Kriterien versucht aber Lachmann am Nibelungenlied. Es ist, wie er meint, „aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden“. Für den Beweis kommt es nach seiner Überzeugung darauf an, „vor allem in dem Gedichte selbst zu forschen, wo sich vielleicht noch Spuren der Zusammenfügung möchten nachweisen lassen“<sup>23</sup>.

Mit der nach diesem Prinzip angelegten Nibelungen-Untersuchung beginnt die im eigentlichen Sinne wissenschaftliche Erforschung der älteren deutschen Literatur. Gewiß hatte es schon vorher Ansätze zur Anwendung exakter Methoden gegeben. Sie waren aber über programmatische Forderungen nicht weit hinausgelangt. Erst Lachmann lieferte eine Abhandlung, die sich bei der Begründung ihrer Behauptung streng am Text orientierte.

Sein Verfahren ist einfach; man könnte es sogar monoton nennen, dürfte darüber nur nicht vergessen, daß es seinen Erfolg gerade dieser

22 F. A. Wolf, *Prolegomena ad Homerum*, Halle 1795, 138 (Reprograf. Nachdruck der 3. Auflage von 1884, Hildesheim 1963). – Ludwig Friedländer, *Die Homerische Kritik von Wolf bis Grote*, Berlin 1853, 17, hat auf die Merkwürdigkeit aufmerksam gemacht, die darin liegt, daß Wolf „niemals versucht hat durch eine kritische Untersuchung der beiden Gedichte die innern Spuren ihrer Entstehung nachzuweisen.“ Er knüpft daran die rhetorische Frage: „Sollte nicht vielmehr im spätern Alter die Ueberzeugung sich ihm aufgedrängt haben, daß eine Untersuchung der Gedichte selbst niemals das Resultat ergeben würde, welches er allein für das richtige hielt?“

23 Lachmann, *Kl. Schr.*, Bd. 1, 1 u. 4.

Monotonie verdankte: ein und dieselbe Argumentationsweise wird gleichmäßig streng auf das ganze Gedicht angewandt, jedes Argument der Kontrolle durch den mitdenkenden Leser offengelegt. Der Beweis selbst gründet auf der Voraussetzung, ein epischer Dichter werde nicht mit sich selbst in Widerspruch treten. Ließen sich dennoch gravierende Unstimmigkeiten in seiner Erzählung nachweisen, so sei damit die Annahme einer Mehrheit von Verfassern hinlänglich begründet, die scheinbare Einheit des überlieferten Gedichts sei in diesem Falle das Werk jüngerer „Ordner“, vergleichbar den Diaskeuasten in der Wolfschen Theorie.

Lachmann hat die Regel, die er hier zugrundelegt, nie explizit gemacht. Immerhin hilft aber ein Brief an Karl Lehrs weiter. Darin vertritt er die Ansicht, in „einfacherer epischer Zeit“ entstünden „epische Einheiten“ nicht durch den „Kunstverstand des einzelnen Dichters“, sondern durch „das gemeinsame Dichten . . . des Geistes aller“; die „Sagenbildung“ (gemeint ist: die Entstehung großepischer Gebilde vom Umfang des Nibelungenliedes) sei ein unbewußter Prozeß wie die „Sprachbildung“<sup>24</sup>. Er hält es in den „Betrachtungen über Homers Ilias“ für eine nicht weiter zu begründende Tatsache, daß ein größeres episches Gedicht seine Einheit nur aus dem Wirken des Volksgeistes empfangen könne. Wer das nicht einsehe, solle sich um seine, Lachmanns, Untersuchungen weiter gar nicht kümmern, er sei „zu schwach . . . etwas davon zu verstehen“ (S. 53).

Aufgabe der philologischen Kritik ist es unter dieser Voraussetzung, die nach der Regel zu erwartenden kleineren Einheiten – die „Lieder“ – aus dem Gesamtgedicht herauszulösen. Lachmann war sicher, mit dem Nachweis von 20 in unserm Nibelungenlied enthaltenen Einzeliedern der historischen Wahrheit nahegekommen zu sein, und er fand viel Zustimmung. Müllenhoff, ein leidenschaftlicher Anhänger Lachmanns, hat ein paar Jahre nach seinem Tode die Überzeugung ausgesprochen, ihm sei „die einfachste, gründlichste, den kritischen wie den bloss geniessenden Leser gleichbefriedigende Lösung“ des Nibelungenproblems gelungen, und es sei „nicht zu befürchten, ja schlechterdings unmöglich dass nach ihm noch eine zweite, gleichbefriedigende Lösung gelingen könnte“<sup>25</sup>.

24 Mitgeteilt von Friedländer, Die Homerische Kritik S. VII f. – Lachmann erwähnt in dem Brief zwei Ausnahmen, die für seine Lehre recht bezeichnend sind. Einerseits nennt er den Heliand, der – obwohl nicht einheitlich – doch von einem Verfasser stammt: „Die sächsische Evangelienharmonie, der Heliand, ist wohl gewiss von Einem Dichter des 9. Jahrhunderts: aber es zu beweisen, wenn ein Zweifel wäre, getraue ich mir nicht. Er hat curiose Ungleichheiten, Erödes und Êrodes; drei Mahl hvarf Wiederkehr, Versammlung, sieben Mahl warf, nach der Alliteration, obgleich im Texte immer das richtigere hv steht.“ Zum andern verweist er auf Wolfram als den einzigen Dichter des 13. Jahrhunderts, dessen „Kunstverstand“ ausgereicht hätte, ein großes episches Gedicht aus einem Guß hervorzubringen.

25 K. Müllenhoff, Zur Geschichte der Nibelunge Not, Braunschweig 1855, 4.

Wir denken heute in den wesentlichen Punkten anders, die Heuslersche Schwelltheorie hat Lachmanns Liedertheorie abgelöst; unser Urteil in Fragen der mündlichen Dichtung ist auf Grund der Forschungen von Männern wie Murko, Parry, Lord ein anderes als das Lachmanns. So bleibt uns nur festzustellen, daß die historische Realität von der Lachmannschen Kritik gerade nicht erreicht worden ist. Macht man sich diesen Sachverhalt klar, so könnte man angesichts seiner nur auf inneren Kriterien beruhenden Argumentation versucht sein, Friedrich Schlegel zu zitieren. Fast 20 Jahre vor dem Erscheinen von Lachmanns Untersuchung hatte er sich in Bewunderung für den einzigartigen historischen Geist der Wolfschen „Prolegomena“ notiert: „Wird das historische vernachlässigt so wird die philologische Kunst *βαρβαρ(isch)* und grammatisch, wie sie es meistens ist“<sup>26</sup>. Ein solches Urteil würde jedoch der Leistung Lachmanns nicht gerecht. Man muß bedenken, daß Wolf gerade in der entscheidenden Frage, derjenigen nach der Einheit der homerischen Gedichte, keine eindeutige Stellung bezogen hatte. Während er in den „Prolegomena“ im ganzen einen Standpunkt einnimmt, der mit demjenigen Lachmanns vereinbar ist, neigt er in der Vorrede zum Ilias-Text von 1795 eher zu einer Anschauung, die ihn in die Nähe der modernen Schwelltheorie führt<sup>27</sup>. Sein Schwanken ist bei der Neuheit und Kühnheit seines Grundgedankens wohl verständlich. Für den Fortgang der Forschung war es aber nötig, daß eine der beiden Möglichkeiten ohne Rücksicht auf die andere bis zur äußersten Konsequenz geführt wurde. Das konnte nach Lage der Dinge nur die Ansicht der „Prolegomena“ sein, die das gebildete Deutschland jahrelang beschäftigt hatte. Ihre Richtigkeit hat Lachmann mit aller Strenge nachzuweisen versucht, zuerst am Beispielfall des Nibelungenliedes, dann auch an der Ilias selbst<sup>28</sup>. Moriz Haupt dürfte, was das Verhältnis Lachmanns zu Wolf angeht, recht haben, wenn er sagt, erst „durch die ergründung der altdeutschen epischen lieder und liedersammlungen“ sei die „naturnothwendigkeit“ des Entwicklungsganges der epischen Poesie erwiesen worden<sup>29</sup>. Unsere heutige – und wie wir glauben besser begründete – Einsicht in die Vorgänge der Epen-genese konnte nur in jahrzehntelanger Auseinandersetzung mit Lachmanns Liedertheorie gewonnen werden, so dürfen wir zu seinem Ruhme feststellen, daß ihm auch hier gelungen ist, was er sich bei anderer Gelegenheit gewünscht hat: „Mein schönstes Ziel ist erreicht, wenn, was ich gethan

26 F. Schlegel, Philosophie der Philologie 19.

27 Vgl. dazu R. Volkmann, Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena zu Homer, Leipzig 1874, 69.

28 K. Lachmann, Betrachtungen über Homers Ilias (mit Zusätzen von M. Haupt), Berlin 1847.

29 Haupt, Opuscula, Bd. 1, 248.

habe, ein Anfang wird, der die Nachfolger fördert und zur Vollendung in gleichem Sinne reizt“<sup>30</sup>.

### III.

Noch großartiger, noch folgenreicher ist Lachmanns Leistung auf dem Gebiet der Textkritik und des Editionswesens. Wir bleiben bei einer Besprechung des Prinzipiellen stehen, sehen also davon ab, daß die nach ihm benannte Methode ihre endgültige Ausgestaltung, wie sie etwa in der „Textkritik“ von Paul Maas vorliegt, erst durch die Nachfolger gefunden hat. Der Grundgedanke ist der, man könne bei nichtautographen und zugleich mehrfacher Überlieferung den Zeugniswert der einzelnen Handschrift nach ihrem genealogischen Verhältnis zu dem gesuchten Original beurteilen. Für die Klärung dieses Verhältnisses muß man sich nach dieser Lehre einer Untersuchung der Fehler bedienen: Gemeinsame Fehler beweisen Verwandtschaft der betreffenden Handschriften; der einzelnen Handschrift kommt, wenn keine willkürlichen Entstellungen vorliegen, unso höherer Wert für die Bezeugung des Originals zu, je geringer der Grad ihrer Verwandtschaft mit den andern Handschriften ist.

Bei strenger Anwendung – und wenn nicht etwa eine Störung durch Kontamination vorliegt – führt die Fehleranalyse zur Aufstellung eines Stammbaums, in welchem alle Handschriften den ihrem Filiationsverhältnis entsprechenden Platz angewiesen erhalten<sup>31</sup>. Aus einem solchen Stammbaum lassen sich die Regeln für die Recensio ableiten: Das, was als tatsächlich überliefert zu gelten hat, ergibt sich, wenn die Verwandtschaft der Handschriften zweifelsfrei bestimmt ist, ohne interpretierenden Eingriff des Editors durch Aufnahme der jeweils bestbezeugten Lesart in den Text des zu rekonstruierenden Archetypus.<sup>1</sup>

Der Anspruch, den die Methode erhebt, ist am besten mit Lachmanns Wort aus der Vorrede zum Neuen Testament umschrieben: „Recensere sine interpretatione et possumus et debemus“<sup>32</sup>. Das Verfahren, auf das die Regel führt, ist von Timpanaro ganz zurecht „mechanisch“ genannt worden (S. 70). Darin liegt kein abfälliges Urteil, gemeint ist nur: Der

30 K. Lachmann, *Kleinere Schriften*, Bd. 2, Berlin 1876, 272.

31 Die grundlegende Darstellung der hier gemeinten Zusammenhänge gibt S. Timpanaro, *La Genesi del Metodo del Lachmann*, Florenz 1963. Deutsch unter dem Titel: *Die Entstehung der Lachmannschen Methode*, 2. Aufl. Hamburg 1971. Einen Überblick über die an Timpanaro anschließende Diskussion in der Germanistik vermittelt die Arbeit Magdalene Lutz-Hensels (vgl. Anm. 10). Aus dem Bereich der Klassischen Philologie sei beispielsweise genannt: A. Kleinogel, *Das Stemma-Problem*, in: *Philologus* 112, 1968, 65–82.

32 *Novum Testamentum Graece et Latine*, ed. K. Lachmann, Bd. 1, Berlin 1842, S. V.

Intention nach führt die Methode zu Ergebnissen, deren Objektivität durch das mechanische Wirken der aus dem Stemma abgeleiteten Regeln verbürgt ist. Die schöpferische Leistung des Editors liegt in der Aufstellung des Stemmas und damit in der Formulierung der Regeln<sup>33</sup>.

Ein Text, der nach dem auf Lachmann zurückgehenden Editionsverfahren konstituiert worden ist, kann insofern historisch heißen, als dabei alle Mittel der Kritik zusammenwirken, um ihm so genau wie möglich sein ursprüngliches Aussehen zurückzugeben. Die Überlieferung wird nur in dem Ausmaß berücksichtigt, wie es für die Erreichung des editorischen Zieles nötig ist. Ein solches Absehen von den Eigenarten der einzelnen Überlieferungsträger läßt sich rechtfertigen, solange man es mit Autoren von Rang zu tun hat. Anders steht es im Falle von Gebrauchstexten. Da hat jede Fassung ihren Eigenwert, kann ihn jedenfalls haben. Dem muß der Editor Rechnung tragen. Das Lachmannsche Verfahren nützt hier nichts, es ist durch ein anderes zu ersetzen<sup>34</sup>.

Die Frage, ob die Lachmannsche Methode tatsächlich zu einer vollkommen objektiven Rekonstruktion des Archetypus führen könne, ist nach den jahrzehntelang geführten Diskussionen wohl dahin zu beantworten, daß das zwar möglich ist, aber nur unter sehr speziellen Bedingungen. Soweit wir es heute überblicken, sind diese Bedingungen bei den deutschen Texten des Mittelalters nirgends gegeben. Hier wird man also die Lachmannsche Methode nur modifiziert anwenden können. Es ist bis jetzt nicht restlos aufgeklärt, wie weit schon Lachmann selbst die Grundsätze, nach denen er als Editor antiker Texte verfuhr, bei der Anwendung auf mittelalterliche deutsche Texte abwandelte. Volle Klarheit werden wir vielleicht nie erhalten, da er es nicht liebte, über Prinzipienfragen viele Worte zu verlieren. Immerhin sind wir aber durch die Untersuchungen von Peter Ganz<sup>35</sup>, Gesa Bonath<sup>36</sup>, Magdalene Lutz-Hensel<sup>37</sup> und andern neuer-

33 Hier sei mir die Bemerkung gestattet, daß der Hinweis auf das „mechanische“ Prinzip nicht unbedingt „abwertend“ gemeint sein muß, wie es Lutz-Hensel, Prinzipien der ersten textkritischen Editionen 305, annimmt.

34 Einige Literaturhinweise (vgl. auch Anm. 35): K. Stackmann, Mittelalterliche Texte als Aufgabe, in: Festschrift für Jost Trier, Köln-Graz 1964, 240-267; Probleme altgermanistischer Editionen, hrsg. v. H. Kuhn, K. Stackmann u. D. Wuttke, Wiesbaden 1968; P. Ganz, Editionen spätmittelhochdeutscher Texte: Ein Bericht, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 92, 1973, 65-87; Mittelalterliche Textüberlieferungen und ihre kritische Aufarbeitung. Beiträge der Monumenta Germaniae Historica zum 31. Deutschen Historikertag Mannheim, hrsg. v. H. Fuhrmann, München 1976.

35 Lachmann as an Editor of Middle High German Texts, in: Probleme mittelalterlicher-Überlieferung und Textkritik. Oxforder Colloquium 1966, hrsg. v. P. F. Ganz u. W. Schröder, Berlin 1968, 12-30.

36 Untersuchungen zur Überlieferung des Parzival Wolframs von Eschenbach, 2 Bde, Lübeck-Hamburg 1970-1971.

dings recht gut über die Editionspraxis des Germanisten Lachmann unterrichtet. Zumindest wissen wir, daß er den Besonderheiten des Einzelfalles weitgehend Rechnung getragen hat.

Die großen Editionen Lachmanns — Nibelungenlied, Iwein, Walther, Wolfram — sind bis heute nicht übertroffen. Sie alle — mit Ausnahme vielleicht des Nibelungenliedes, dem in der Edition der Vulgatafassung durch Bartsch ein ernsthafter Konkurrent erwachsen ist — dürfen nach wie vor als führend bezeichnet werden. Das Gegenbeispiel der klassischen Philologie zeigt, wie erstaunlich das ist. Keine der berühmten Editionen des vorigen Jahrhunderts hat heute noch andern als historischen Wert, nicht Boeckhs Pindar, nicht Jahns Juvenal, auch nicht Lachmanns Lukrez.

Damit ist nicht erschöpft, was über Lachmann als germanistischen Editor zu sagen ist. Man muß auch seine Lessing-Ausgabe erwähnen. Sie hat nicht weniger revolutionierend gewirkt als die altgermanistischen Editionen<sup>37</sup>. Die fruchtbaren Wirkungen, die von der prinzipiellen Einbeziehung der neudeutschen Dichter in die kritische Editionspraxis ausgingen, konnten sich freilich erst in dem Augenblick voll entfalten, als ein Verfahren entwickelt wurde, das den Bedingungen einer autographen (oder zumindest autorisierten) Überlieferung gerecht zu werden erlaubte. Das ist im Geist Lachmannscher Strenge durch Friedrich Beißner geschehen. Er hat in der großen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe erstmals in aller Schärfe die Konsequenz aus dem Unterschied von Entstehungs- und Überlieferungsvariante gezogen<sup>38</sup>.

Die allgemeinste Wirkung des Textkritikers Lachmann glaube ich darin sehen zu dürfen, daß die Notwendigkeit textkritischer Arbeit trotz man-

37 Vgl. Anm. 10.

38 Unter den Vorläufern, an denen es natürlich nicht fehlt, verdienen zumindest Bodmer und Breitinger eine Erwähnung. Sie begannen eine Opitz-Ausgabe, deren erster Teil 1745 erschien. Die Herausgeber sagen im Vorwort ausdrücklich, sie hätten die Lesarten der verschiedenen Auflagen berücksichtigt, „weil wir wahrgenommen, daß sie nicht wenig dieneten, den Wachsthum, den Opitz in seiner Kunst . . . genommen hat, zu bemerken zu geben . . .“ Sie haben schon eine sehr klare Einsicht darein, daß es sich hier nicht um Lesarten handelt, wie sie in den Ausgaben antiker Autoren mitgeteilt werden: „Man muß diese so beschaffenen Lesarten mit den *Variantibus* der Classischen Ausleger nicht vermischen; denn dieselben sind wuerckliche Schreibarten des Verfassers, welche er aus besondern Ursachen von Zeit zu Zeit verändert hat: Die Classischen *Variantes* sind bloß Fehler der Abschreiber, oder gelehrte Muthmassungen der Ausgeber . . .“ (Martin Opitzens Von Boberfeld Gedichte. Von J. J. B. und J. J. B. besorget, Erster Theil, Zürich 1745, Bl. A 5 v f).

39 Die Weiterentwicklung des Beißnerschen Ansatzes ist zu verfolgen in: Texte und Varianten, Probleme ihrer Edition und Interpretation, hrsg. v. G. Martens u. H. Zeller, München 1971. — Am Spezialfall einer historisch-kritischen Kleistausgabe handelt prinzipielle Fragen ab: H. J. Kreuzer, Überlieferung und Edition, Heidelberg 1976.

cher Gegenbewegungen von den Germanisten auch heute noch weithin anerkannt wird. Für das besondere Interesse des Faches an kritischen Ausgaben legt die stattliche Zahl der editorischen Großunternehmungen Zeugnis ab, die von Gryphius über Klopstock, Schiller, Brentano, Heine, C. F. Meyer bis zu Hofmannsthal und Celan reicht.

#### IV.

Will man versuchen, auf eine kurze Formel zu bringen, was die Beteiligung der Klassischen Philologie an der Gründung der Germanistik bedeutet hat, so kann man vielleicht sagen: Auf den Einfluß der Klassischen Philologie geht der Anteil der empirisch arbeitenden Textwissenschaft an der Gesamtheit der in der Germanistik vereinigten wissenschaftlichen Interessenrichtungen zurück. Dieser Anteil hat im Laufe der Zeit geschwankt und geht derzeit sicherlich zurück, aber geschwunden ist er bis heute nicht.

Die Germanisten selbst haben ihr Verhältnis zur Klassischen Philologie im Laufe der Zeiten recht verschieden gesehen. Wie nicht anders zu erwarten, sind die Äußerungen aus dem 19. Jahrhundert gewöhnlich vom Respekt vor dem älteren und angesehenen Fach geprägt. Ich zitiere nur, was Scherer beim Eintritt in die Berliner Akademie von seiner eigenen Wissenschaft, der deutschen Philologie, bekannte: „Sie hat von der klassischen Philologie vieles gelernt und wird darin gewiss fortfahren, wo es ihr nützen kann“<sup>40</sup>. In dieser Meinung stimmt Weinhold, der Nachfolger Müllenhoffs, mit Scherer überein, sieht im übrigen aber, und wohl gerade wegen der von Scherer eingeleiteten Entwicklung der Germanistik, Grund zur Besorgnis, was das Verhältnis zur Klassischen Philologie angeht. In seiner Berliner Rektoratsrede von 1893 erklärt er: „Losgelöst hat sich die deutsche von der klassischen Philologie noch nicht, wenigstens bei denen nicht, die nach Schulung und Methode Philologen sind. Geschähe solche Lockerung jemals . . ., so hiesse das die Wurzeln des Baumes abhauen und er bräche zusammen“<sup>41</sup>. In ganz anderm Tone äußert sich Ernst Elster, Vertreter einer jüngeren Generation, 1909 vor der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner: „Wir haben uns berechtigtem Spotte ausgesetzt, als wir die Methoden der klassischen oder der altdeutschen Philologie mit Haut und Haaren auf die neuere Literaturgeschichte zu übertra-

40 Zitiert nach: E. Schmidt, Wilhelm Scherer, in: Goethe-Jahrbuch 9, 1888, 249 ff., hier: 255.

41 K. Weinhold, Rede bei Antritt des Rektorats . . . der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1893, Berlin 1893, 3 f. Zitiert nach J. J. Müller, Germanistik – Eine Form bürgerlicher Opposition, in: Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften, Bd. 2, Stuttgart 1974, 97.

gen unternahmen! Wer Goethe oder Grillparzer und Kleist nach demselben Schema interpretiert wie Otfried oder den Heliand, der beweist, daß ihm alles richtige Augenmaß fehlt . . .“<sup>42</sup>.

Mit dem Elsterschen Einwand ist die Frage nach den Grenzen aufgeworfen, die einer Übertragung von Verfahrensweisen der Klassischen Philologie auf die Gegenstände anderer Fächer gezogen sind. Wir wollen ihr ein wenig genauer nachgehen, wenden uns zu diesem Zweck aber wieder der durch unser Thema gegebenen Periode zu. Die klassischen Philologen selbst haben zur Zeit Lachmanns eine Diskussion geführt, die sich in einem wesentlichen Punkt mit den Ausführungen Elsters berührt. Ich berichte darüber in der gebotenen Kürze; dabei stütze ich mich auf den Artikel „Philologie“, den der Lachmann-Schüler Friedrich Haase 1847 in der Realencyklopädie von Ersch und Gruber veröffentlichte<sup>43</sup>. Er denkt sehr konservativ; seine Meinung wird in der Behandlung des Boeckhschen Konzepts deutlich: Boeckh lehre die Philologie aufzufassen als „eine Methode, eine Betrachtungsweise, anzuwenden auf jeden beliebigen Stoff, auf jedes irgendwo Erkannte und dessen Verkörperung im Leben und Handeln“. Damit aber sei „im Grunde nur gesagt, daß die Philologie historisches, nicht philosophisches oder speculatives Erkennen ist“, und eine so allgemein gehaltene Formulierung sei für die genauere Bestimmung einer Wissenschaft wenig dienlich: „Es ergibt sich . . ., daß Böckh's Definition der Philologie eigentlich bloß ein einzelnes Prädicat derselben ist, wodurch sie unter die gesammte, grenzenlose historische Erkenntniß gerückt wird; aber welchen Platz sie hier einnimmt, welche Grenzen die besondere classische Philologie hat, mit welchem Rechte sich diese auf das Alterthum . . . beschränkt, oder ob diese Beschränkung . . . nur als ein Zufall oder eine Willkür betrachtet werden muß, alle diese Fragen bleiben dabei ungelöst“. Sehr viel strenger noch fällt die Ablehnung der Jüngerer aus, die ähnliche Gedanken verfolgen, von Leuten wie Welcker, Ritschl, Elze und anderen (S. 387<sup>b</sup> ff.).

In einer Anmerkung gesteht Haase später zu, man könne „mit manchen nöthigen Änderungen eine ähnliche Gliederung der historischen Forschung“ wie in der Klassischen Philologie „auch für andere Völker und Zeiträume“ anwenden. Dann sei auch nichts dagegen einzuwenden, wenn der Name beibehalten „und also eine orientalische, teutsche, slawische Philologie aufgestellt“ würde. Wie unbehaglich ihm aber dieser Gedanke

42 E. Elster, Über den Betrieb der deutschen Philologie an unseren Universitäten. Vortrag, gehalten auf der Philologenversammlung in Graz (1909), in: Neue Jahrbücher für das Klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik 24, 1909, 540–548, spez. 542.

43 Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 3. Section, Bd. 23, Leipzig 1847, 374 b–422 a.

im innersten ist, zeigt der Fortgang des Satzes: „jedoch entbehrt diese Benennung dann der directen historischen Berechtigung und beruht blos auf einer Übertragung nach der Analogie“ (S. 392<sup>a</sup>, Anm. 47).

Wir sehen, auch wenn sie sich mit über siebzig Jahren Abstand äußern, in einem stimmen der Altphilologe Haase und der Germanist Elster überein: Mit einer Definition, wonach Philologie eine universell anwendbare Methode ist, können sie sich nicht befreunden; Philologie kann nach ihrer Auffassung immer nur eine Methode in Anwendung auf einen klar umgrenzten Gegenstandsbereich sein. Mag es sich dabei für den einen nur um das klassische Altertum, für den andern auch um das deutsche Mittelalter handeln, darauf kommt es in unserm Zusammenhang nicht an. Wichtig ist allein, daß man bei dieser Aufstellung des Problems nicht nur angeben kann, was in die Zuständigkeit einer Philologie fällt, sondern auch, was nicht, und eben darum ist es Elster zu tun. Er behauptet, daß es innerhalb des Gesamtrahmens der Germanistik Gebiete gibt, die mit philologischen Methoden nicht sachgerecht behandelt werden können.

Die Erfahrung spricht dafür, daß es sich so verhält, wie Elster meint. Dann ist aber das Namensproblem, von dem wir ausgegangen sind, so unwichtig nicht, und wir haben zu fragen, welcher Teilbereich der Germanistik sinnvoll als „Philologie“ bezeichnet wird. Elster war offenbar der Auffassung, man könne diesen Bereich zeitlich festlegen, er ende da, wo die „neuere deutsche Literaturgeschichte“ beginnt, nach der gewöhnlichen Einteilung des Faches also etwa beim Jahre 1500. So einfach kann man es sich wohl nicht mehr machen, es schiene mir aber erwägenswert, ob man nicht die Zuständigkeit einer im Sinne Boeckhs universell anwendbaren Philologie überall da für gegeben annehmen sollte, wo das Verständnis eines Textes allseitig, sowohl in sprachlich-formaler als auch in inhaltlicher Hinsicht, zu erschließen ist. Hier hat die Philologie, diese nicht nur als „formale“, sondern auch als „reale“ aufgefaßt, um es mit Begriffen des frühen 19. Jahrhunderts zu sagen<sup>44</sup>, ihre eigentliche Domäne.

Die Germanistik ist niemals so ausschließlich „Philologie“ gewesen, wie es die Klassische Philologie immer war. Darin besteht der Unterschied der beiden Fächer. Seinen letzten Grund hat er darin, daß die Germanistik eine lebende Kultur behandelt. Goethe hat es im „Winckelmann“ ausgeführt, welchen Vorteil es für die klassischen Philologen bedeutet, daß sie ihren Gegenstand vollständig abgeschlossen vor sich haben: „... indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urteile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Konsistenz, daß sie innerhalb

---

44 Haase, Artikel „Philologie“, 384 b.

ihrer eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet erscheinen<sup>45</sup>.

Ein Fach, das unter solchen Bedingungen arbeitet, wird ganz natürlich eine Homogenität der Einstellung ausbilden, die ihm über alle Verschiedenheiten von Temperament und Begabung seiner Vertreter hinweg die Identität sichert. Die Bedingungen, unter denen die Germanistik steht, weichen davon nicht unerheblich ab. Da ihr Gegenstand nicht als ein in der Zeit abgeschlossener vorliegt, sondern die Gegenwart einschließt, ist sie in ganz anderm Maße als die Klassische Philologie vor die Notwendigkeit gestellt, sich mit den in der Gegenwart hervortretenden Interessen an diesem Gegenstand auseinanderzusetzen. Ihre Geschichte weist eine ganze Reihe solcher Auseinandersetzungen auf, die gewöhnlich zugleich Auseinandersetzungen um die Bedeutung des philologischen Einschlags für das Gesamtfach gewesen sind; schon das vorige Jahrhundert kannte sie. Franz Pfeiffer, etwa gleichaltrig mit Moriz Haupt, empörte sich über „jene Reihe glänzender kritischer Ausgaben, die . . . in einem Schwall ungenießbarer Lesarten ein seliges Genügen finden“. Die Folge sei, „daß gegenwärtig kaum Jemand mehr ein altheutsches Buch kauft und liest, als wer muß“. „Dahin“ sei es „dank dem in Deutschland immer noch in Flor stehenden . . . Klügel und Dünkel, nach so vielverheißenden Anfängen, mit der deutschen Alterthumswissenschaft gekommen“, es sei höchste Zeit, „daß die deutsche Philologie auf der betretenen, zum Verderben führenden Bahn innehält“<sup>46</sup>. Die Kette der Einsprüche gegen eine Auffassung, nach welcher die Germanistik eine philologische Wissenschaft ist, reicht bis in unsere eigene Zeit mit ihrer Forderung, das Fach in eine Sozialwissenschaft zu überführen oder durch ganz neue Disziplinen wie Linguistik und Literaturwissenschaft zu ersetzen.

Wenn nicht alles täuscht, wird sich, wer als Germanist mit philologischen Methoden arbeiten will, in Zukunft nur behaupten können, wofern es ihm gelingt, eine hinlängliche Rechtfertigung für seine Tätigkeit zu finden. Lange, allzulange hat man gemeint, eine empirische Wissenschaft, wenn sie mit der Strenge der von der Klassischen Philologie übernommenen Methoden betrieben werde, bedürfe keiner weiteren Legitimation. Man hat dabei nicht genügend bedacht, daß die Germanische oder auch die Deutsche Philologie zwar insofern eine empirische Wissenschaft ist, als sie nomologisches Wissen hervorbringt, daß sie es aber zum Zweck des Sinnverstehens auf den individuellen Fall anwendet. Sie kann sich daher nicht aus der allgemeinen Krise der Geisteswissenschaften heraushalten. In dieser Lage sollte sie sich darauf besinnen, daß die Philologie – das Wort jetzt als Sammelbezeichnung für die verschiedenen Einzelphilologien gebraucht

45 J. W. v. Goethe, Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 12, 5. Aufl. 1963, 120.

46 Walther von der Vogelweide, hrsg. v. F. Pfeiffer, Leipzig 1864, S. IX.

— immer eine Wertwissenschaft gewesen ist. Es käme darauf an, verständlich zu machen, daß sie auch unter den völlig veränderten Umständen der Gegenwart noch Sachwalterin allgemein verbindlicher Werte ist. Das können sicherlich nicht nationale Werte sein. Die bloße Berufung auf die Existenz einer Nationalliteratur reicht heute nicht mehr aus, um die Existenz einer Philologie zu rechtfertigen. Es wird auch nicht genügen, darauf hinzuweisen, daß eine Fülle großer schriftstellerischer Werke der Vergangenheit-der-Gegenwart nur durch die Vermittlung der Philologie erreichbar ist, wenngleich diesem Grund auch heute noch erhebliches Gewicht zukommen sollte. Man wird aber wohl allgemeiner ansetzen müssen. Dazu könnte ein Satz Friedrich Schlegels den Weg weisen: „Der Zweck der Philologie ist die Historie“<sup>47</sup>. Versteht man ihn im Geiste der Boeckh'schen Enzyklopädie, so besagt er: Die Philologie vermag dadurch, daß sie die geschichtliche Abfolge menschlicher Erkenntnis aus schriftlichen Aufzeichnungen der verschiedenen Kulturen feststellt, Erhebliches zu einer historischen Anthropologie beizutragen. Sie kann, wenn sie so verfährt, — mit Boeckh gesprochen, — aus dem Bewußtsein handeln, „eine der ersten Bedingungen des Lebens“ zu erfüllen. Boeckh meinte das ganz allgemein, insofern alle „Mittheilung“, geschriebene wie gesprochene, Objekt der Philologie ist<sup>48</sup>. Ich denke, man darf den Satz auch spezieller anwenden und besonders darauf abheben, daß der Mensch bei seinem Handeln auf die Möglichkeit einer Orientierung an der Vergangenheit, also auf ein Verständnis von historischer „Mittheilung“ angewiesen ist.

In der gegenwärtigen kritischen Lage sollte man sich vielleicht auch daran erinnern, daß nach Friedrich Schlegel alle Philologie „nothwendig philosophisch“ ist. Er fügt dieser Bestimmung hinzu: „sie mag wollen, oder nicht; sie mag wissen oder nicht“<sup>49</sup>. Aus einer anderen Notiz geht hervor, daß für ihn „Philosophie der Philologie“ soviel bedeutet wie „philologische Enzyklopädie“ (S. 44). Er meint also, die praktische Tätigkeit des Philologen im Umgang mit dem einzelnen Objekt empfangen ihren Sinn erst aus einem systematischen Entwurf der Philologie als ganzer. Eben darum aber bekümmern sich die Philologen zu wenig. Der „Mangel des Nachdenkens über ihr eigenes Studium“ ist groß, so sagt es August Boeckh<sup>50</sup>. Die Diskussionen über die Rolle der philologischen Fächer in der deutschen Universität, die während der letzten Jahre geführt wurden, haben gezeigt, daß darin ein Wandel eintreten muß. Die Philologen werden in Auseinandersetzung mit den wissenschaftstheoretischen Positionen, die heute

47 F. Schlegel, Philosophie der Philologie 19.

48 A. Boeckh, Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, hrsg. v. E. Bratuscheck, 2. Aufl. Leipzig 1886, 11.

49 F. Schlegel, Philosophie der Philologie 36.

50 Boeckh, Enzyklopädie 9.

eingenommen werden, eine Neubegründung ihrer Disziplin versuchen müssen. Darüber braucht nicht jeder Philologe ein Philosoph zu werden, das hat schon Friedrich Schlegel gesehen: „auch ohne das kann die philologische Kunst ihre Ansprüche behaupten“, denn: „sich ausschließlich der Entwicklung eines ursprünglichen Triebes zu widmen, ist so würdig und so weise, wie das Beste und Höchste, was der Mensch nur immer zum Geschäft seines Lebens wählen kann“<sup>51</sup>.

51 F. Schlegel, Athenäums-Fragment 404, in: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 2, 1967, 241 f.